

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

№ 3.

Vierter Jahrgang.

21. Jänner 1860.

### Sonnette.

#### 1. Einkehr.

Kehr' ich das Aug' hinaus auf Feld und Wiesen,  
Dann werd' ich traurig. Wo sind Grün und Blüthe!  
Des Winters Anstich schwebt auf dem Gebiete,  
Das Nebelzög' in kaltem Ruß anfließen.

Geschwinde muß ich da das Auge schließen,  
Und heimlich steig' ich tief in mein Gemüthe.  
Ha! wüßten sie, was ich da innen hütete!  
Da ist es Lenz und tausend Blüthen sprießen.

All' Leben, Dufte, Töne find' ich wieder,  
Auch eine schön're Sonne lächelt nieder,  
Als die ich fröhlich durch den Nebel sah.

Komm, Freund, entleuch mit mir dem Wintergrau,  
Lenz blüht für dich und mich in meiner Klaus',  
Ich öffne dir: doch wie! du bist schon da?

#### 2. Schneegruß.

Ich will, o Schnee, zu deinem Preise reimen,  
Stimmt auch kein and'rer Dichter helfend ein.  
Ich liebe dich, du Himmelsblüthe rein,  
Gefallen eben von den Himmelsbäumen.

Da blühest du (wie Kinderseelen träumen,  
Ich glaub' es gern!) als klarer Edelstein.  
Die Erdenluft, zu drückend, zu gemein,  
Zerstört dein Schimmern bald in ihren Räumen.

Seh' ich dich zwischen Erd' und Himmel schwanken,  
Wie einen Wanderer, in Heimgedanken,  
In leisem, zweifelhaftem Niederslug:

Da möcht' ich dich voll Wehmuth sah'n und küssen,  
Doch eilig bist du meinem Ruß entrissen,  
Kein Hauch des Irdischen ist dir rein genug. A. M.

### Ein weibliches Herz.

Lebensbild von Friedrich Steinebach.

N

bseits von dem kleinen Orte Bescavalle, auf der Insel Beglio, steht am romantischen Ufer eine Mühle. Das taktmäßige Geklapper der Räder ist meist der einzige Laut, welcher die Stille dieses abgelegenen Ortes stört, denn weit um im Kreise ist kein Haus, keine Hütte zu sehen; Benoni,

der Müller, lebte seit Jahren in dieser Einsamkeit. Sein scharfer Sinn, sein Geiz und Menschenhaß waren auch nicht darnach, um Gäste oder Fremde anzulocken, und sein Hund schien die Untugenden seines Gebieters zu theilen. War aber hier das Bild der Wohlhabenheit zu sehen, so lagen etwa eine halbe Wegstunde abwärts, am Ufer zwischen Gehölz versteckt, die Reste einer Mühle, die Kohlenbrände einer zerstörten Wirthschaft, die Trümmer eines vernichteten Glückes umher. Vor etwa drei Jahren war nämlich von Istrien herüber ein Müllermeister, Namens Nedich, mit seinem alten blinden Vater und einer kaum 13jährigen Tochter gekommen, hatte sich eine Mühle erbaut und war bald der Liebling der ganzen Umgegend. Sein Geschäft florirte; in Bescavalle, wie in Beglia und Bescanuova setzte er seine Ware mit großem Gewinne ab, denn sein Maß und Gewicht, wie die Qualität seines Artikels war besser, als bei dem geizigen, vor keiner Verfälschung zurückschreckenden Benoni. Nedich's Wohlstand wuchs von Tag zu Tag und die, einer üppigen Blume gleichende, echtitalienische Schönheit seiner Tochter Rosa war allbewundert, wo immer sie gesehen wurde. Raum war aber das dritte Jahr seiner Wirthschaft zur Hälfte vorüber, so sollte eine stürmische Nacht sein Glück, seine Hoffnung begraben. Es war in einer düstern, sternlosen Winternacht, der Sturm heulte mächtig und trieb die schäumenden Wellen an das felsige Gestade — Rube hatte bereits sich über die Mühle gelagert und sanfter Schlaf umschloß deren Bewohner — da schlug an drei bis vier Punkten zugleich die Flamme durch das prasselnde Holzwerk empor; rasende Wuth schien das entsetzliche Element erfaßt zu haben, und weithin röhete die lohe Glut das nächtliche Firmament. Der Wind heulte unheimlich durch Thal und Berg, gierig züngelte das Feuer empor und die Bewohner dieser Unglücksstätte erwachten aus ihrem Schlummer nur allzu spät zur entsetzlichen Wahrheit. Raum mehr als das kahle Leben blieb zu retten, weithin keine menschliche Seele, Benoni's Thalmühle lag wie ausgestorben regungslos am Strande und das nächste Dorf war von dem Orte des Schreckens — meistens die Waldmühle genannt — etwa dreiviertel Stunden entfernt. Als Hilfe kam, war an keine Rettung zu denken, die aus dem Walde heraustretenden Leute sahen das schaurige Drama eines mächtigen Brandes, der sich in den wogenden Fluthen abespiegelt hatte. Feurige Garben jagte der Wind in die Lüfte, Balken stürzten aufflammend zur

Erde; Haus, Mühle und Scheuern sanken in Schutt und Asche, unweit davon aber stand eine Gruppe des Entsetzens: der Vater rang die Hände, die Tochter kniete im Gebete, während der Blinde, auf seinen Stab gestützt, die todten Augen glanzlos zum Himmel erhob. So fand der erste Sonnenstrahl die Kinder des Unglücks wieder, am Grabe ihres Glückes. Wer das Feuer veranlaßt hatte, das offenbar nur angelegt sein konnte, blieb ein Geheimniß. Nur ganz im Stillen meinte so Mancher, der Thalmüller sei seit Jahren der geschworene Feind des Verunglückten gewesen, während die Knechte Benoni's behaupteten, sie hätten in später Nacht Jemand aus der Mühle hinaus schleichen gesehen, ja, es wollten Manche eine menschliche Gestalt den Strand entlang hinabsehen gesehen haben. Indes, entweder hatte Niemand Gewißheit, oder Keiner den Muth zur Klage, der Thalmüller bot keinen Anlaß zum Verdacht, sein Benehmen war ohne Makel und der Schulbige blieb vor der Hand mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt. Es war ein ergreifender, ein entsetzlich schmerzvoller Tag, an welchem die drei Unglücklichen die Waldmühle verlassen mußten, nach Beglia wandernd, um dort Verdienst, wenn auch die härteste Arbeit zu suchen.

Vorerst wurde ein kahles, ärmliches Dachstübchen bezogen, nebst einer kleinen Kammer, wenn ein elender Bretterverschlag diesen Ehrentitel verdient. Der arme Blinde blieb am Thore, sich im Sonnenstrahle, dem unveräußerlichen Gemeingut der Menschen, zu laben, während Rosa die Stube besorgte und der Waldmüller nach Arbeit ausging mit betrübtem Sinn.

War gleich die Wand nur übertüncht, die Möbeln, rohes, weiches Holz, und die Betten nur mit Stroh gefüllt, mit grobem Linnen überzogen, so wußte das liebliche Mädchen die ärmliche Stube doch so wohllich einzurichten und mittelst einiger Blumentöpfe, eines Vogelbauers und einigen kleinen Portraits ihrer Eltern der Art herauszuputzen, daß ein Lächeln der Befriedigung über ihre Wangen glitt, als sie alles übersah und standen gleich helle Thränen in ihren Augen, sobald sie des armen Vaters, sobald sie des Blinden gedachte. Sie selbst kam nicht in Betracht, sie war jung und kräftig und ihre Kludesliebe gab ihr Muth, hätte sie nur Leid und Kummer von dem Haupte der Lieben abwenden können. Schon fiel der Abendstrahl sanft und verglimmend in's Zimmer, da hörte sie die Schritte des Vaters auf der Treppe; düster trat er ein, unarmte sie zitternd, dann sank er auf den Stuhl, sein Haupt fiel auf den Tisch hin; seit Jahren zum ersten Male vergoß er heiße, glühend heiße Thränen des bittersten Schmerzes; arm an Trost, konnte das Mädchen ihn nicht trösten, den sie um Fassung und Ruhe beschwor.

Der arme Waldmüller hatte heute die Welt und die Menschen nicht mehr gekannt, so waren sie verändert. Niemand mochte ihn mehr kennen; Niemand hatte Arbeit, seine Mühe war vergebens gewesen und trostlos kehrte er in die Dachstube zurück, unfern von Beglia, in einem elenden, abgelegenen Hause. Mit Mühe verheimlichte das engelsgute

Mädchen die Tiefe des Elendes vor dem alten Blinden, der am schwersten den Wohlstand entbehrte. So mild wie nie leitete ihn heute ihre Hand, und das Beste, was zu finden war, blieb dem Armen zugewendet; sie ersetzte an Liebe, was das rauhe Schicksal genommen hatte. So gingen Tage des Kummers hin, bis der Müller endlich bei einem Zimmermeister Arbeit fand, welches Handwerk er zur Noth einst erlernt hatte, während Rosa ihre schönen weißen Hände blutig stach, durch die emsige Nadel, die für ärmlichen Lohn bis spät in die Nacht bei ihrer Lampe thätig blieb. In Mühe und Entbehrungen waren Monate vorübergegangen, bis es gelang, dem Blinden manche seiner Gewohnheiten wieder verschaffen zu können, und da der goldige Sonnenschein so einladend winkte, folgten an Sonntagen die thätigen Leute seinem Winke, im Freien sich von den Mühen des Lebens zu erholen. Auf diesen Ausflügen schloß sich ein Jägerjunge an die arme Familie an, der von Rosa's Schönheit geblendet, ihr Herz zu erobern strebte. Der Jäger war jung, talentvoll und von gefälligem Aeußern und es stand ihm in Kurzem eine Stelle in Aussicht, welche ihren Mann ernähren konnte; somit hatte der Vater nichts gegen die häufigen Besuche desselben in seiner Dachkammer. Bald sah Rosa seiner Ankunft nicht mehr mit Gleichmuth entgegen, ihr Herz hatte gesprochen, sie fühlte eine Glut im Innern, die sie bisher nicht gekannt hatte und sah ihre reine, edle Liebe eben so rein und edel erwidert.

(Fortsetzung folgt.)

## Was und wie sollen wir trinken?

Von Dr. Gauster in Stein.

### II. Das Bier.

In Krain hat sich das Bier seit einiger Zeit mehr eingebürgert, und nur in neuester Zeit an Gebrauch etwas abgenommen. Bei der Theuerung des Weines ist das Bier ein viel billigeres und ganz genügendes Ersatzmittel.

Es besteht aus Wasser, Stärke, Gummi, etwas Zucker, Kleber (ein Stoff unseres wichtigsten Nahrungsmittels, des Brotes; eine Substanz, die Stickstoff enthält, jenen chemischen Grundstoff, der im Fleisch, im Gehirn, im Blute u. s. w. vorkommt), weiter aus dem Del und Bitter des Hopfens, aus Kohlensäure und Weingeist u. s. w.

In 100 Maß Bier sind 1—8 Maß Weingeist, 80—95 Maß Wasser. Der Gehalt an Kohlensäure ist unbedeutend. Von Kleber ist nur so viel im Biere, daß ein fünfspündiger trockener Laib Schwarzbrot gerade so viel enthält, als 3809 Maß Bier.

Das Bier enthält somit einen Stoff, welcher zum unmittelbaren Ersatz aller jener Bestandtheile des Körpers, der wichtigsten, dienen kann, welche Stickstoff (Kleber) enthalten, doch in so unbedeutender Menge, daß sein Ernährungswert in dieser Beziehung kaum Erwähnung verdient; doch besitzt es eine nicht ganz unbedeutende Menge stickstoffreicher

Bestandtheile, daher es als sogenanntes Athmungsmittel, Wärmer, einige Beachtung verdient.

Früher braute man schwächere Biere; die derzeitigen Lagerbiere sind stärker, d. h. sie enthalten mehr Weingeist (Alkohol.) Größere Mengen von diesem, und hinreichende Menge von Hopfenöl sind zur längeren Haltbarkeit des Bieres nöthig.

Bier und Wein haben in der Wirkung in so weit Aehnlichkeit, als sie beide Weingeist enthalten, also wesentlich erregend und erwärmend sind. Anderseits unterscheiden sie sich durch die Wirkung des Hopfenöls und Hopfenbitters, so wie der anderen Bestandtheile. Das Bier wirkt in etwas größerer Menge einschläfernder als der Wein; dagegen wirkt die auf der Zunge prickelnde Kohlensäure kühlend, erfrischend. Kohlensäure ist jene chemische Substanz, die beim Brausepulver und beim Brausewein das Schäumen und Brausen bewirkt; sie entsteht in Folge der Gährung. Das Bier erwärmt und regt weniger auf, als der Wein, weil es in der Regel weniger Weingeist enthält und der betäubende Hopfen die erregende Wirkung besänftigt, aber eben wegen letzterem tritt sie leichter mit viel Kopfweh ein. So entsteht nach Biergenuss nicht so rasch ein Rausch, aber wenn solcher eintritt, sind seine Folgen, der Kopfschmerz, viel empfindlicher; auch wird man von Bier eher satt. Das Bier löst wegen größerem Wassergehalt und der freien Kohlensäure den Durst mehr, als ungewässertes Wein.

Bei fortwährendem stärkerem Biertrinken entwickelt sich, der größeren Menge fettbildender Stoffe wegen, nicht selten Fett. Es nährt etwas, jedenfalls mehr als der Wein, daher wird, wenn Jemand hungert, derselbe durch Brot und Bier viel leichter gesättigt, als durch Brot und Wein. Mit Tabakrauchen verträgt es sich, wegen Mangel an organischen Säuren und wegen seines Gehaltes an Gummi u. s. w., besser, als jener.

Der fortwährende Mißbrauch von Bier hat ähnliche üble Folgen, wie der von Wein; doch wird der Mensch dabei träger, schläfriger, weniger reizbar und aufgeregter in seiner Phantasie (Einbildungskraft), als bei letzterem.

Ein gutes, der Gesundheit zuträgliches Bier darf nicht zu stark sein, muß möglichst viel Kohlensäure enthalten und unverdorben sein. Da das Bier fortwährend in bedeutenderem Maße gährt, als der Wein, ist es für den Magen in größerer Menge weniger gut, als der Wein. es wird derselbe relativ eher öde und wüß, wohl auch wegen der mehr nährenden, fettbildenden Bestandtheile und dem Vorhandensein des narкотischen (betäubenden) Hopfens. Aber eben, weil fortdauernde, wenn auch mäßige weingeistige Gährung, zur Unverdorbenheit des Bieres, zur Vermeidung von Essigbildung hier nothwendiger ist, als dort, schadet das ausgegohrene, aller Kohlensäure beraubte Bier. Zu junges Bier, solches, das noch nicht den höheren Gährungsgrad überstanden hat, ist aber wegen des Mangels größerer Abscheidung der organisch zersetzten Bestandtheile für den menschlichen

Körper viel ungesunder, als zu junges Wein. Zu junges Bier erkennt man an der Trübung, ausgegohrenes an dem säuerlichen Geschmacke.

Es ist ein Fehler, daß man immer nach stärkeren Bieren verlangt. Ich habe schon ein Mal die Wirkungen des Weingeistes geschildert, und so ist es begreiflich, daß, je mehr derselbe in einem Getränke enthalten ist, dasselbe desto mehr die Beschaffenheit eines Giftes für den Menschen annimmt. Ein schwaches Bier, schwachhaft und kohlenensäurereich, ist viel besser für Kopf und Magen, ein solches kann auch wegen der geringeren Menge Bierwürze (Malzaufgusses) billiger im Preise sein.

Der Mangel ordentlicher, auch im Sommer kühler Keller bei den Wirthen auf dem Lande, und die Nothwendigkeit, daß das Bier, um nicht zu verderben, rasch vom Fasse laufen muß, ist Schuld, daß dasselbe noch nicht die Verbreitung gefunden hat, die es vor dem theuern Weine verdient. Während von diesem die Maß 35—40 fr. ö. W. kostet, beträgt beim Bier der Preis 18—20 fr., da ließe sich viel ersparen.

Hierlands, wie auch anderswo, herrscht nicht selten der Gebrauch, in das Bier Branntwein zu schütten, um es stärker zu machen; die Wirthe thun es um das Bier haltbarer zu machen, und der Bauer trinkt es nicht ungern, weil es eher seine geistigen Wirkungen an ihm zeigt, er bekommt nur Respekt vor dem, welcher stärker ist als er, und ihn bald wirkt. Dieser Gebrauch ist durchaus verwerflich.

Das fortwährende Wechseln mit Bier und Wein, besonders ersteres nach letzterem, ist für Magen und Kopf nicht gut; der Magen, somit die Verdauung wird viel eher abgestumpft, Uebelkeit und Kopfweh treten viel rascher ein. Daher sagt schon ein altes Sprichwort:

Wein nach Bier  
Das rath ich dir.  
Bier nach Wein  
Das laß du sein.

Aus allem Gesagten ergibt sich, daß das Bier für Leute, welche zum Fettwerden neigen, Leberkrank sind, (wobei häufig stärkere Fettbildung im Körper vorkommt) die einen schwachen Magen haben, welche an starken Blutwallungen, heftigem Herzklopfen leiden, kein zweckmäßiges Getränk sei.

Für Solche jedoch, die an Sodbrennen leiden, die sehr nervenaufgeregt sind, wenig Schlaf haben, für Brustkranke, besonders fortdauernd Hustende und Lungenlückige, wenn sie nicht zugleich an starkem Herzklopfen und bedeutenden Blutungen leiden, ist das Bier als nährendes, stärkendes und wegen seiner einschläfernden Wirkung als beruhigendes Getränk allen übrigen geistigen Getränken vorzuziehen, ja es ist manchmal sogar ein treffliches Hilfsmittel zur Heilung oder Besserung der Krankheit. Das an Kohlensäure reichere Bier ist zugleich ein gutes kühlendes und dabei stärkendes Getränk. Es ist nicht unwahr, daß Bier vermöge seiner nährenden Eigenschaften für säugende Frauen von besserer

Wirkung sei, als der Wein. Für phlegmatische, mehr schläfrige und wenig reizbare Personen steht ersteres letzterem nach; für reizbare, sanguinische, kollerische Personen, für Frauen und für mit zu starker Einbildungskraft Begabte ist für die Mehrzahl das Bier ein vorzüglicheres Getränk.

Kindern ist es ohne ärztliche Anordnung so wenig anzurathen als Wein; wahr ist es, daß skrofulösen, schwächlichen Kindern, welche schon das 3. bis 6. Lebensjahr überschritten haben, etwas gewässertes Bier häufig gut thut, doch ist Nichtärzten keineswegs anzurathen, ohne ärztlichen Ausspruch damit einen Versuch zu machen, weil oft viele unerkennbare Erscheinungen da sind, die ein weingeisthaltiges Getränk strenge verbieten.

## Macaulay.

England hat in den letzten Tagen des Jahres 1859 seinen ausgezeichnetsten Historiker verloren. Thomas Babington Macaulay starb am 28. Dezember Abends um 8 Uhr in seinem Hause zu Kensington, in Folge eines Herzleidens, an denen er seit Jahren gekränkelt hatte. Strenge Diät und eine vorsichtige Lebensweise hatten es ihm allein möglich gemacht, seine historischen Arbeiten fortzusetzen, nachdem er im Jahre 1852 von einer langwierigen schweren Krankheit erstanden war. Seit ungefähr zwei Jahren hatte sich seine Gesundheit sogar gekräftigt. Da trat, vor ungefähr 14 Tagen, das alte Leiden mit neuer Heftigkeit auf. Ihn ist er nun erlegen, nachdem die Aerzte ihn noch zu Ende der vorigen Woche außer Lebensgefahr glaubten.

Thomas Babington Macaulay, seit 1857 Baron und Vair von England, war nie verheirathet, und somit erlischt sein Titel mit seinem Tode. Geboren im Jahre 1800 zu Rothley-Temple, in der Grafschaft Leicesters, erfreute sich, von zarter Kindheit auf, einer sehr sorgfältigen Erziehung. Sein Vater Zacharie war nicht nur sehr reich, sondern auch ein allgemein geachteter Mann, dem seine eifrigen Bemühungen um die Abschaffung der Sklaverei eine Grabstätte unter Englands großen Söhnen in der Westminsterabtei erbort haben. Ihn zur Seite wird wahrscheinlich sein berühmter Sohn bestattet werden.

Letzterer studirte im Trinity-Kollegium von Cambridge, graduirte daselbst im Jahre 1822, machte hierauf in London (Lincolns-Inn) seine Rechtsstudien und legte im Jahre 1826 sein regelrechtes Examen als Barrister ab. Die Advokatenpraxis war nie sein Ehrgeiz gewesen, dafür hatte er sich schon während seiner Rechtsstudien mit literarischen Arbeiten versucht und zwar erschienen die ersten derselben (es waren Gedichte — die Armada und die Schlacht von Cory) in der „Gaton Review“ und in Knight's „Quarterly Magazine.“ Sie fanden verdienstweise wenig Beachtung, desto größeres Aufsehen erregte sein im Jahre 1826 in der „Edinburgh Review“ abgedruckter Essay über Wilton. Es war der Grundstein seiner Berühmtheit, der erste kritische Aufsatz dieser Art, den er geschrieben hatte und dem die anderen Bekannten in längeren und kürzeren Zwischenräumen folgten. Aber erst im Jahre 1843, als ohne seine Ermächtigung eine inkorrekte Ausgabe dieser Essay's in Philadelphia erschienen war, entschloß er sich, sie in England zu veröffentlichen. Sie sind seitdem vielfach vermehrt, wiederholt neu aufgelegt und fast in sämtlichen Sprachen übersetzt worden.

Ein Witz aus Neigung, Erziehung und Bildung konnte es nicht fehlen, daß seine Partetgenossen sein großes Talent bald zu verwerthen trachteten. Nachdem sie ihm eine Anstellung im Bankrotgerichtshofe gegeben hatten, verschaff-

ten sie ihm, als er kaum 30 Jahre alt war, den Unterhauseß für Calne und später die Sekretärsstelle im indischen Amte unter Carl Grey's Verwaltung, dessen Reformbill er mit dem ganzen Aufwande seines Talentes und Eifers unterstützt hatte. Im Jahre 1832 für Leeds gewählt, legte er zwei Jahre später dieses Mandat nieder und begab sich als Konseils-Mitglied und Präsident der legislativen Kommission nach Calcutta. Ueber seine dortigen Leistungen können wir uns hier nicht weiter verbreiten; das indische Zivilgerichtsverfahren verdankte ihm eine wesentliche Umgestaltung, und diesem seinem Aufenthalt in Indien verdankt die Welt zwei seiner herrlichsten Essay's über Clive und Hastings.

Kurz nach seiner Rückkunft — es war im Jahre 1839 — übernahm er unter Lord Melbourne's Premierschaft den Posten des Kriegsssekretärs, den er bis zum Sturze des Whigministeriums (1841) behauptete. Ein Jahr früher war er in Edinburg zum Unterhaus-Mitgliede gewählt worden, doch dekretirten ihm seine Wähler im Jahre 1847 ein Mißtrauens-Votum, nachdem er ihre protestantischen Gefühle durch seine Besürwortung des Maynooth-Kollegiums verlegt hatte. Darüber empört, wollte er sich von der Politik für immer lossagen, aber Lord John Russell bewog ihn, in Glasgow zu kandidiren. Dort wurde er wirklich gewählt, und wieder bekleidete er von 1846—1848 einen hohen Posten bei der Regierung als General-Quartiermeister. Seine parlamentarischen Arbeiten hatten ihm während dieser Jahre genügend Zeit zu seinen historischen Studien gelassen. Im Jahre 1842 erschienen von ihm: Lays of ancient Rome und im Jahre 1848 die beiden ersten Bände seiner englischen Geschichte, gleichzeitig aber auch die ersten Symptome der Krankheit, die ihn dahingerafft hat. Er mußte sich fortan geistig und physisch viele Entbehrungen gefallen lassen. Die Folge davon war, daß der 3. und 4. Band seines Geschichtswerkes, die mit dem Ryswicker Frieden abschließen, erst im Jahre 1855 erscheinen konnten. Seitdem ist der 5. und der größte Theil des 6. vollendet worden.

Im Jahre 1852 hatte er die große Genugthuung, in Edinburg, das ihn so schwer gekränkt hatte, ohne sein Zuthun, wieder in's Parlament gewählt zu werden. Er nahm das Mandat an, aber zwei bis drei große Reden abgerechnet, die gewissermaßen über dem Niveau der Debatte standen und sorgfältig gearbeitete Essay's waren, hat er sich an den parlamentarischen Kämpfen weiter nicht theilgenommen. Im Oberhause, das er seit seiner Ernennung zum Vair (1857) nur selten besuchte, war seine Stimme, wenn wir nicht irren, auch nicht ein einziges Mal gehört worden. Die Aerzte hatten ihm das Reden auf's Strengste untersagt.

Macaulay war klein von Wuchs, rund und, sein Körper hatte eine Hineigung zu den Mißverhältnissen eines Rathsherrn. Auch sein Kopf hatte die unschöne Rundung wie sein Körper und schien auf demselben so fest wie ein Nagelkopf zu sitzen. Dieß war so ziemlich die Summe seiner körperlichen Mängel, alles andere, die Stimme ausgenommen, war zu seinen Gunsten. Sein Gesicht strahlte von einem genialen Ausdrucke, besonders war das Auge bedeutend und geistvoll. Wenn er über die Straße ging, oder vielmehr schweifte, so schien er in einem Zustande gänzlicher Zerstretheit zu sein, von nichts zu wissen, was um ihn vorging, und sich ausschließlich mit seinem rastlos arbeitenden Geiste zu beschäftigen. Die Literatur war für ihn nicht bloß Beschäftigung und Zweck, sondern sie war ein Theil von ihm selbst geworden, als ob geschichtliche Probleme und analytische Kritik einen Theil seiner täglichen und regelmäßigen geistigen Nahrung ausmachten.